

## Platz 1

Autorin: Nicole Stranzl

### Am Berg ist der Himmel am nächsten

Mama hat die Berge stets geliebt. Wandern, Schifahren oder einfach nur die frische Luft genießen. Ich erinnere mich, dass mein Bruder und ich das Wandern hassten. Als wir älter wurden, fuhren Mama und Papa allein auf die Almhütte. Wir hatten anderes zu tun. Besseres.

Jetzt sitze ich hier vor der alten Almhütte auf der Bank, lasse mir die untergehende Sonne ins Gesicht scheinen und denke an Mama. Stelle mir vor, ihr Geist ist bei mir. In meiner Vorstellung schwirrt er in den Bergen herum – weil sie diese immer so geliebt hat. Nach Mamas Tod kam ich öfters hierhin. Hier fühlte ich mich mit ihr verbunden. Hier war es still. Hier hatte ich Zeit, zu trauern. In unserer schnellen, hektischen Welt hat man die kaum. Ein wenig Trauer ist okay, aber bitte nicht zu viel. Und die Termine müssen auch eingehalten werden – zumindest nach ein paar Wochen wieder. Immerhin geht das Leben weiter. Also habe ich funktioniert. Nur hier, auf dieser alten Almhütte, die voller Erinnerungen steckt, habe ich getrauert. Ich habe geweint, geschrien und war ruhig.

So ruhig wie heute. Sanft streichelt meine Hand die Wange meiner kleinen Tochter. Vier ist sie. Vor ein paar Wochen erst geworden. Ihre Oma hat sie nie kennen gelernt. Elisa regt sich leicht. Ich denke schon, sie wacht auf, doch es ist bloß ihr unruhiger Schlaf. Schützend lege ich meine Hand auf ihren Kopf. Versuche zu fühlen, ob sie wieder Fieber hat. Ich ziehe die blaue Fleece-Decke bis zu ihrer Nasenspitze, sodass ihr kleiner Körper ganz bedeckt ist.

„Ihr zwei seid noch immer hier draußen?“

Leo steht hinter mir und ich zucke kurz zusammen, weil ich meinen Mann gar nicht aus der Hütte kommen habe hören. Als Antwort nicke ich nur. Lege meinen Zeigefinger auf meine Lippen. Elisa soll nicht aufwachen.

Ihren Namen gaben wir ihr in Andenken an ihre Oma – Elisabeth. Ich glaube, das hätte meiner Mama gefallen. Vielleicht bekommt sie es ja mit. Wie zur Bestätigung fährt eine leichte Brise durch mein Haar.

„Wollt ihr nicht reinkommen?“, erkundigt sich Leo leise. „Es wird langsam kalt.“

„Ein bisschen noch“, antworte ich.

„Es wird Zeit für ihre Medizin.“

„Ich weiß!“ Ich habe ihn schärfer angesprochen als beabsichtigt und sogleich tut es mir leid. Das sage ich ihm. Er nickt nur. „Schon gut. Ich weiß ja.“

Eine Weile sehen wir einander an. Ein ganzer Berg an unausgesprochenen Emotionen und Worten liegt zwischen uns. Früher konnte ich mit diesem Mann über alles reden – heute ist diese drückende Spannung zwischen uns. Ich lechze förmlich danach, alles rauszulassen, ihm alles zu sagen. Vielleicht geht es ihm ähnlich – doch ich weiß es nicht, denn als ich den Mund aufmachen und etwas sagen will, wendet er sich ab mit den Worten: „Ich warte drin vor dem Kamin.“ Verzweifelt sehe ich ihm hinterher, doch ich höre nur den leisen Matsch unter seinen Sohlen, bis das Geräusch von der knarrenden Holztür abgelöst wird und Leo im Inneren der Hütte verschwindet.

Leise seufze ich. Betrachte den Baum vor mir. Es ist eine alte Birke, glaube ich. Ich kenne mich nicht so gut aus mit der Natur. Meine Mama wusste das alles. Sie wusste genau, wie jede Pflanze heißt und sie konnte Vögel meistens sogar an deren Gesang erkennen. Heute pfeift kein Vogel. Die Dämmerung hat bereits eingesetzt. Eigentlich ist es schon fast dunkel. Es könnte unheimlich sein, ist es aber nicht. Denn ich weiß, ich bin nicht allein. Mein Mann ist hier und meine Tochter. Und meine Mama. Wo sonst könnte man dem Himmel näher sein, als auf einem Berg? Eine Träne rinnt meine Wange hinab. Gefolgt von einer weiteren. Ich mache mir nicht die Mühe, sie fortzuwischen.

„Was ist denn los, Mama?“

Ich habe gar nicht gehört, dass Elisa aufgewacht ist. Sie sieht mich mit großen, dunklen Augen an. Es sind meine Augen. Die Augen meiner Mama. Ich muss noch mehr weinen. „Mama, du musst nicht traurig sein! Ich finde es schön hier! Und Oma auch!“

Nur mit Mühe unterdrücke ich ein Schluchzen. Ziehe meine kleine Tochter enger in meine Arme. Möchte sie

nicht loslassen. Am liebsten nie mehr loslassen.

„Ist doch gut, Mama!“

Ich fühle mich schäbig, weil dieser kleine Mensch mich trösten muss. Ich sollte doch für sie da sein. Sie beschützen. Sie aufwachsen sehen.

„Nina? Bitte kommt doch herein! Du weißt doch, dass Elisa nicht zu lange draußen bleiben darf!“

Jetzt fühle ich mich noch schlechter, weil Leo mir meine Gedanken soeben bestätigt hat: Ich bin eine schlechte Mutter! Ich kann mein Kind nicht beschützen. Da spüre ich eine Hand auf meiner Schulter. Ein ganz sanfter Druck. Mein Mann seufzt. „Vielleicht nehme ich Elisa mal mit? Und du bleibst noch ein wenig allein hier?“

„Nein!“ Es kommt fast panisch. Ich schlinge meine Arme noch fester um Elisa.

Leo seufzt schon wieder. Langsam nervt es mich. Am liebsten würde ich ihn schlagen und ihn anschreien, dass er mich doch zufrieden lassen soll. Doch stattdessen bleibe ich ruhig. „Mama ist doch nicht allein. Da drüben sitzt Oma.“ Elisas fiebriger Blick richtet sich irgendwo ins Nirgendwo, zwischen ein paar Bäume.

„Na toll! Ich sagte doch, wir hätten zu Hause bleiben soll“, mault Leo. „Es war ja klar, dass es ihr hier schlechter geht – in dieser Kälte.“

„Ich habe dich gefragt und du warst einverstanden!“, kontere ich genervt.

„Ja, weil wir sonst wieder gestritten hätten!“

„Und was tun wir jetzt?“

Er seufzt bereits zum dritten Mal und dieses Geräusch lässt mich schließlich explodieren. „Das ist sicher nicht nur meine Schuld, ich...“

„Hört doch bitte auf zu streiten!“ Elisas Stimmchen ist ganz zart. Ich fühle mich noch schlechter. Meine vierjährige Tochter muss mich maßregeln. Sämtlicher Ärger ist verraucht. Ich fühle mich nur noch erledigt.

„Komm schon!“, versucht es auch Leo ruhiger.

„Na schön!“, gebe ich nach und will mich erheben, doch Elisa macht sich schwer auf meinen Armen und schüttelt den Kopf. „Nein! Ich will noch hier bleiben! Es ist so schön hier!“

„Aber es ist kalt“, erwidert Leo.

„Nein, mir ist nicht kalt. Mir ist warm.“ Elisa lächelt. „Und da drüben steht Oma und winkt. Ich freue mich schon darauf, sie kennen zu lernen.“

Es ist wie ein Schlag in den Magen. Ich schluchze leise auf. Auch Leo stehen die Tränen in den Augen. Es ist still. So still, wie es sich für eine Almhütte im Wald gehört. Mein Mann will sich umdrehen, doch ich halte seine Hand. Sehe zu ihm auf und erkenne, dass die heiße Flüssigkeit gewonnen hat und sich ihren Weg in einem kleinen Bach über Leos Gesicht erkämpft hat. „Bleib!“, bitte ich. Er nickt. Setzt sich neben uns.

Es ist absurd, doch für einen kurzen Moment fühle ich Glück. So sollte es immer sein. „Ihr dürft nicht so viel streiten“, sagt Elisa nach einer halben Ewigkeit. „Wer soll euch denn wieder gut machen, wenn ich nicht mehr da bin?“ Diese Worte sind wie tausend Messerstiche ins Herz. Als ich meine Mama verloren hab, dachte ich, es könnte nichts schlimmer sein. Ich habe mich geirrt.

„Wir werden nicht streiten, mein Schatz!“ Es dauert eine ganze Weile, bis ich fähig bin, diesen Satz zu formulieren.

„Versprecht es mir!“

„Ich verspreche es dir!“

„Du auch, Papa?“

Zögern. Schließlich antwortet auch Leo: „Großes Papa-Ehrenwort.“

Elisa lächelt. „Gut.“ Sie sieht zufrieden aus. Ruhig. Und das ist beängstigend. Ich höre die Stimme des Arztes in meinem Ohr. *Kurz vor dem Tod werden die Kinder häufig ruhig. Ich weiß, das ist schwierig, aber versuchen Sie, so gut es geht, Ihrer Tochter in diesem Augenblick Sicherheit zu vermitteln. Sie hat es dann bald geschafft. Sie muss nicht mehr leiden.*

Bis jetzt habe ich versucht, den Gedanken an das Unausweichliche so gut wie möglich zu verdrängen. Die letzten Tage ging es Elisa besser. Vielleicht war ein Teil von mir davon überzeugt, dass die Ärzte mit ihrer Diagnose alle falsch lagen. Vielleicht dachte ich, die alte Almhütte auf diesem Berg könnte sie retten. Vielleicht dachte ich, sie kommt über den Berg.

Es ist schwer, loszulassen. Am schwersten ist es jedoch die Hoffnung aufzugeben. Zu realisieren – und zwar

nicht nur im Kopf. Meinem Verstand war klar, dass die Ärzte mir meine Tochter mit nach Hause gegeben hatten, damit Elisa hier in Ruhe sterben konnte. Keine schmerzenden Behandlungen mehr, keine Krankenhäuser. Nur mehr schmerzlindernde Medikamente. Sie sollte noch eine kurze Zeit in Frieden haben – so weit dies in so einer Situation eben möglich ist.

„Nina?“ Leo berührt mich sachte am Arm. „Sie ist wieder eingeschlafen.“

Ich sehe hinunter. Lege meine Hand auf ihre Brust. Spüre den schwachen Herzschlag. Tatsächlich. Sie schläft bloß. Heute also noch nicht. Heute lernt sie ihre Oma noch nicht kennen. Vielleicht morgen. Vielleicht in drei Tagen. Aber nicht heute. Vor Erleichterung schluchze ich auf – doch ist es wirklich Erleichterung?

„Komm jetzt, Nina! Es ist kalt!“

„Kannst du sie reintragen?“, bitte ich Leo. „Ich brauche noch einen Moment.“

Er zögert, dann nickt er: „Natürlich.“ Sanft hebt er unsere kleine, viel zu dünne und kahlköpfige Tochter hoch. Bevor er die Hütte betritt, lächelt er mich an. Zumindest versucht er es. In seinen Augen glitzern noch immer die Tränen.

Ich sehe ihm hinterher. Als die Tür ins Schloss gefallen ist, atme ich tief aus. Meine eingeschlafenen Beine ziehe ich auf die Bank und winkle sie an meinen Körper. Schlinge meine Arme um sie und halte mich selbst fest, während ich weine und weine und weine.

Irgendwo in der mittlerweile stockdunklen Nacht knackst es. Ich frage mich, ob das meine Mama ist, die mich trösten will. „Du musst gut auf sie aufpassen, hörst du?“ Ich bringe die Worte kaum über meine Lippen. Wie gerne hätte ich meine Mama nun hier, die mich in den Arm nimmt. Dann jedoch versuche ich mich mit dem Gedanken zu trösten, dass Elisa nicht allein sein wird. Sie wird hier in den Bergen sein – bei ihrer Oma.

Leo kommt nach draußen. „Nina!“ Er hat meinen Namen leise ausgesprochen.

Ich wische die Tränen von meinem Gesicht. Versuche, mich zusammenzureißen. Zumindest so lange Elisa noch hier ist. So lange werden wir hier bleiben – in den Bergen. Und dann werde ich sie den Bergen übergeben. Und meiner Mama. Mit diesem Gedanken folge ich meinem Mann in die Hütte.

## Platz 2

Autorin : Nina Prinesdom-Krendl

### Über alle Berge

Morgen, liebe Johanna, morgen bin ich über alle Berge. Ganz bestimmt. Ja doch. Es tut nichts zur Sache, dass ich es gestern nicht geschafft habe und vorgestern auch nicht und vorgestern auch nicht. Morgen muss es gehen. Ich kann nicht so weitermachen, als Schmarotzer, tagein, tagaus, ich muss zurück in mein altes Leben, als – viele nennen's „Sozialschmarotzer“ – als, ja, ich's sag's, du weißt es ja ohnehin schon, als Langzeitarbeitsloser, als Mindestsicherungsempfänger, als Fritattensuppe-Esser. Die Fritattensuppe ist halt um 10 Cent günstiger als die Leberknödelsuppe, weißt du, auch wenn die Leberknödelsuppe länger satt hält. Wenn ich mir auch noch am 29., und vielleicht sogar noch am 30. eine Suppe kaufen können will, dann eben Fritattensuppe. Beim ersten Hungergefühl, so gegen halb sieben, drehe ich den Fernseher ab und lege mich geschwind in's Bett. Denke an die Butter im Kühlschrank, die Semmel im Brotkasten, die auf mich warten. Nur daran, dass sie da sind, für morgen, nicht daran, wie sie schmecken. Wie die Butter nach Milch riecht, nach der Sonne auf der Almwiese, bilde ich mir ein, und sich ein bisschen gegen das Streichmesser wehrt. Nein, nicht wieder aufstehen. Nein, nicht die Semmel jetzt schon herrichten. Es bleibt ja doch nicht bei einmal beißen. Wenn du die Buttersemmel in der Nacht schon isst, weißt du, dann hast du am nächsten Tag kein Frühstück, und wenn du kein Frühstück hast, dann tanzt du ab spätestens halb elf vor dem Eingang zum Café Hertha auf und ab, und auf und ab, und kannst es nicht mehr erwarten, dass die Hertha endlich die Türe aufsperrt. Und dann fragt die Hertha wieder: „Ah, hamma an Hunger heut?“, und du nickst wieder verlegen und schämst dich und wirst rot bis unter die Haarwurzeln.

Heißt es nicht immer, dass den alten Leuten der Appetit vergeht? Also entweder bin ich mit meinen 58 noch nicht alt genug, oder aber – und das, fürchte ich, wird wohl eher zutreffen – mir vergeht gar nichts. Ich muss als 58-Jähriger, ohne Arbeit, noch gleich essen wie als 40-Jähriger mit. Nur, dass ich mich früher nicht um derlei Dinge gekümmert habe, um Buttersemeln, darum, dass das Viertel Butter für die dreißig Buttersemeln bis zum nächsten Geld reichen muss – sonst nur mehr Semmel –, und so weiter. Die Buttersemeln waren einfach da, und es war auch deutlich mehr Butter drauf und meistens auch ein guter Schinken und ein hartgekochtes Ei. Dazu ein Apfel, geschält, du hast schon gewusst, dass ich den sonst nicht esse, und in der Fritattensuppe, wenn es eine gab, schwamm Schnittlauch. Kein getrockneter aus dem Glas, ich glaube, du hast gar nicht gewusst, dass es so etwas gibt, und mir ist er auch erst beim Spaziergehen untergekommen. Nein, echter, grüner, beißend riechender Schnittlauch, den du extra vom Markt geholt hast, am selben Tag, versteht sich, und wirklich frisch, keiner von gestern. Für deinen Jakob nur das Beste, da hast du dich nicht über den Tisch ziehen lassen. In der Suppe der Hertha schwimmt kein Schnittlauch. Aber das ist wohl auch gut so, wer weiß, sonst würdest du wohl eifersüchtig werden und glauben, ich komme nicht zu dir, weil ich bei der Hertha sitzen geblieben bin. Dabei komme ich nur nicht, weil die Sonne scheint.

Vielleicht haben wir Glück und es regnet morgen – dann schaffe ich es sicher. Ich hab jetzt genug gehabt, genug Holzfällerschnitzel und Bier, und genug Semmel mit ordentlich Butter und Marillenmarmelade. Ich kann jetzt wieder zurück in die Stadt, zurück zur Hertha – eine Fritattensuppe *ohne* Schnittlauch, bitte! – zurück zum Fernseher, zum Bäcker, und zurück zum Friedhof, zu dem Fleckerl Erde, das jetzt du sein sollst.

Wenn ich daran denke, dass ich schon morgen wieder mit dir reden könnte – so richtig, meine ich, nicht nur still für mich, dann kann ich gar nicht einschlafen. Und das liegt nicht am fremden Bett, das kannst du mir glauben. Immerhin habe ich die letzten fünf Nächte hervorragend geschlafen – und das trotz meines schlechten Gewissens. Es liegt wohl an der Bergluft, dass man so gut schläft. An dem Wandern kann es nicht liegen, den Aufstieg hab ich ja auch kaum gespürt, nach meinen Spaziergängen. Spaziergehen kostet nichts, bei Sonne und bei Regen nicht, und ich hab gar nicht mitbekommen, wie gut ich geworden bin darin. Ich weiß noch, dass ich dem Bus nachgegangen bin, weil ich sonst nichts zu tun gewusst habe, bis zur Endhaltestelle, und dass mich der Regen überrascht hat. Zuerst hab ich mich geärgert, dass ich jetzt da war, kilometerweit weg vom Friedhof, von dir, und ich hab mir kurz überlegt, einfach ganz zackig zurückzumarschieren, ohne Stehenbleiben, ohne Schauen, und mich unter die Kastanie setzen links neben dir, und den Nachmittag so richtig ausnutzen. Wenn

die Sonne scheint, kann ich nicht mehr kommen, nicht, seit die Frau Streruwitz ganz plötzlich hinter dem Grabstein aufgetaucht ist und mich so angeglotzt hat, bis ich das Weite gesucht hab. Ich nehme halt an, dass es die Frau Streruwitz ist, die sich um das Grab vom Richard Streruwitz, 1932 bis 2005, Hofrat im Ruhestand, kümmert, die bei schönem Wetter die welken gelben Nelken wegräumt und nur unwesentlich weniger welke gelbe Nelken hinstellt. Vielleicht ist es aber auch Richards Schwester, denn sonst hätte sie ein bisschen Verständnis gehabt, hätte nachfühlen können, wie es mir, wie es uns geht, und die Nelken wären vielleicht auch nicht immer so welk. So als ob sie sie zuerst selbst in die Vase stellt und dann erst auf den Friedhof bringt: „Für’s Grab gehen die schon noch.“ Verstehen tät ich’s ja. Wer hat schon Geld für Blumen. Nicht mal die, die’s haben, haben’s. Aber vielleicht hat sie ja auch einfach schon genug gehabt vom Richard, die Frau Streruwitz, vom Richard, der wahrscheinlich geschnarcht hat und nie „danke“ gesagt hat für seine Buttersemmeln, weil die Semmeln ja da waren, immer, bis zuletzt, als er mit seinen 73 Jahren bequem in seinem geheizten Schlafzimmer weggedöst ist... und so kommt es halt, dass die Frau Steruwitz jeden blöd anschaut, der nicht so ein Glück gehabt hat.

Und seither komme ich nicht mehr jeden Tag zu dir, auch wenn es mich fast umbringt, auch wenn ich schon so oft vor dem Tor gestanden bin – und dann doch wieder umgedreht habe. Die Augen der Frau Streruwitz sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Es reicht, wie mich in der Werkstatt alle angeschaut haben, wie mich der Chef angeschaut hat, als ich zur Arbeit gekommen bin, und auch dann noch, als ich nicht mehr gekommen bin, weil ich mir gedacht hab, alle schauen auf mich, und ich, ich hab nicht auf dich geschaut. Jetzt schaut keiner mehr auf mich, schauen mich alle nur mehr an. Die Frau vom Sozialamt zum Beispiel, und die Hertha, und der Mann von der Bank, und die Leute, die zur Arbeit hetzen, denen ich im Weg stehe, oder zu langsam gehe, weil ich ja doch nirgends hinmuss, außer einmal am Tag zum Bäcker um die Semmel zu holen. Von der Frau Streruwitz kann ich mich nicht auch noch anschauen lassen.

Das ist auch ein Grund dafür, warum ich immer noch hier bin, und mittlerweile ist es der einzige Grund, wenn es auch am Anfang eher um die Holzfüllerschnitzel ging. Hier schaut mich keiner blöd an, hier habe ich von Anfang an dazugehört. Ich hab noch nicht einmal gewusst, was ich machen soll, nur vor dem Regen habe ich mich untergestellt bei der Bushaltestelle. Der Regen war dann nämlich doch zu stark und hätte mich bis auf die Haut durchnässt. Und krank werden, liebe Johanna, das kann ich mir nicht mehr leisten. Jedenfalls habe ich bei der Bushaltestelle gewartet, dass es aufhört, und da kommt ein Bus und ein Mann steigt aus und setzt sich zu mir und schimpft drauflos. „So ein Sauwetter!“, mokiert er sich, „also wenn’s nicht in einer halben Stunde aufhört, dann war’s das mit der Alm und ich fahr wieder heim. Aber was erzähl ich dir...“ – und dann bietet er mir aus seinem Rucksack ein Stück Marmorkuchen an, ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal Kuchen gegessen habe, noch dazu selbstgebacken („meine Tochter“) und Tee aus seiner Thermosflasche und mir wird endlich mal wieder ein bisschen warm. Und die ganze Zeit erzählt er mir von der Alm, und will wissen, ob ich davor schon einmal dort war – „nein“, hab ich wahrheitsgemäß geantwortet –, und regt sich auf, dass es doch nicht sein kann, dass für mich nichts draus werden soll, aus dem ersten Almausflug. Er konnte ja nicht wissen, dass in meinem Rucksack außer meinem zweiten Pullover und der Kerze für dich, für alle Fälle, nichts drin war. „Ein bisschen warten wir noch“, hat er mindestens drei Mal gesagt, der Mann, der Friedrich, wie ich später erfuhr, und aus der halben Stunde sind zwei Stunden geworden bevor wir endlich losgehen konnten auf dem Forstweg hinter der Bushaltestelle, Richtung Alm.

Ich bin dem Friedrich dann auch fast davongelaufen, so eine gute Kondition habe ich bekommen von meinen Spaziergängen, die ich ja eigentlich nur angefangen habe, weil ich nicht mehr in’s Einkaufszentrum konnte. Das Einkaufszentrum war eigentlich besser, im Winter war es schön warm und im Sommer schön kühl, aber dann war da die Sache mit dem Adeg. Die meisten Geschäfte haben mich nie interessiert, die mit den Fernsehern und Kühlschränken und schon gar nicht die mit dem Gewand. Aber zum Adeg bin ich immer gern gegangen, weil ganz früher, da hast du mich ja manchmal um einen Liter Milch geschickt, am Nachmittag, und hast daheim gewartet und ich hab alles bestaunt und mich gar nicht entscheiden können, was ich dir als Erstes mitbringen sollte. Feine Torte! Der beste Kaffee! Teure Schokolade! Am Ende waren es dann doch die ganz einfachen schokoladenen Katzenzungen, die dir immer am Liebsten waren, und die gab es dann zum Kaffee, für den die Milch bestimmt war. Hin und wieder beschlich mich der Verdacht, dass du eigentlich nur Lust auf Katzenzungen, und deshalb keine Milch mehr hattest, aber das machte ganz und gar nichts, im Gegenteil. Und so bin ich halt

dann auch noch gerne zum Adeg gegangen, als du nicht mehr daheim gewartet hast, und hab mir vorgestellt, was ich dir alles kaufe. Beim Begräbnis hat der Herr Pfarrer gesagt, man solle sich den Himmel vorstellen, und das würde einen trösten. Also bin ich jeden Tag zum Adeg um meine Semmel und hab mir in aller Ruhe den Himmel vorgestellt, den Himmel als Adeg und mich, der dir jeden Tag deine Katzensungen mitbringen kann, alle Katzensungen, die du nur essen kannst, und das ganz ohne ausgegangene Milch, ganz offen und extravagant, einfach so. Da hab ich auch den Schnittlauch im Glas gesehen und mir überlegt, ob ich dir den mitbringen würde, wenn du noch da wärst, damit du nicht immer so eine Mühe hast mit mir und meiner Frittatensuppe. Aber du hättest ihn wohl ohnehin nicht verwendet – „Für meinen Jakob nur das Beste!“ Ich denke also so über den Schnittlauch nach und biege derweil in den Gang mit den Naschereien ab, um zu schauen – nur schauen – ob es deine Katzensungen wohl noch gibt, da macht sich meine rechte Hand selbstständig und nimmt sich einfach eine Schachtel. Ich denke mir noch, hoppla, die musst du jetzt wieder auslassen, du hast doch kein Geld, und für wen willst du die überhaupt, aber meine Hand ist wild entschlossen und lasst nicht wieder aus, nein, stattdessen steckt sie die Schachtel innen in's Futter der Jacke, das du nicht mehr flicken kannst und das unfreiwillig so eine Art Geheimtasche geworden ist, die aber noch nie (ich schwöre!) für so etwas verwendet worden ist. Und plötzlich machen auch meine Füße da mit, ein Komplott ist das, und gehen einfach in Richtung Kasse, so, als ob nichts wär. Und bei der Kasse gehen sie einfach weiter, und ich will schon schreien: „Halt! So halt mich doch wer auf!“ – aber ich schreie nicht und niemand hält mich auf. Und meine Beine marschieren, so schnell sie können, nach Hause, und dort reißen meine Hände das Zellophan auf, zerfetzen die Schachtel, und stopfen mir die eine Katzensunge, die ich immer genommen habe – nicht mehr, ich wollte dir ja deine Schokolade nicht wegessen – in den Mund. Und weil du nicht da bist, um den Rest zu essen, stopfen mir meine Hände nach und nach (sehr lange hat es aber nicht gedauert) alle Katzensungen in den Mund. Das muss jetzt mein Essen sein, denke ich, denn Semmel habe ich ja keine gekauft. Nach zwanzig Stück Katzensungen werde ich ruhiger, aber satt bin ich nicht. Dafür weiß ich, dass ich ab jetzt nicht mehr zum Adeg um eine Semmel gehen kann, wer weiß, was da sonst alles passiert, und dass ich mir den Himmel anders vorstellen muss. Ab da bin ich wegen meiner Semmel zum Bäcker gegangen, wo meine kriminellen Gliedmaßen nichts nehmen können, und wie der Himmel wohl war, ja, das wusste ich nicht.

Jetzt habe ich eine Ahnung: der Himmel, das sind die Berge. Da kommt man einfach mir nichts, dir nichts hin, so wie ich mit dem Friedrich, und setzt sich zum Essen, wird vom Friedrich vorgestellt als „mein Freund, der Jakob“, ganz so, als würde man sich schon seit Jahren kennen, als wäre man zusammen in die Volksschule gegangen und hätte schon damals die Jausenbrote getauscht. Und vor allem: ganz so, als würde man dahin gehören, als wäre man nicht nur ein „Sozialschmarotzer“ mit dem Glück, sich im Regen verlaufen zu haben. Man kann sich direkt vorstellen, wie die Irene, das ist die Wirtin „Ja, der Jakob!“ ruft, wenn man das nächste Mal kommt, wie sie auch dieses Mal „Ja, der Fried!“ gerufen hat. Zuerst denkt man noch an Geld, man muss doch vernünftig sein, die Frittatensuppe kostet hier sicher mehr als bei der Hertha, aber dafür schauen einen alle so freundlich an, auch die Irene, und vielleicht ist in der Suppe ja Schnittlauch drin und sie ist deshalb teurer. Plötzlich spielt einem jedoch auch der Mund einen Streich, der, der die ganzen Katzensungen verschlungen hat und wohl auf den Geschmack gekommen ist (obwohl sie ihm damals ganz und gar nicht geschmeckt haben) und statt der Frittatensuppe hört man sich sagen, so wie man den Friedrich und eigentlich auch fast alle anderen am Tisch sagen gehört hat: „Ein Holzfällerschnitzel, bitte!“, ganz selbstverständlich, als wär das die natürlichste Sache der Welt. Und dazu ein Bier, weil man ja nicht ungesellig sein will, und danach noch eines, so wie alle anderen auch. Wie alle lachen und Witze machen – man hätte nicht gedacht, dass das um einen herum noch einmal jemand kann. So als ob nichts wäre. Natürlich macht man sich aber die ärgsten Sorgen beim Essen, das Schnitzel will nicht so recht hinunter, trotz Bier, denn früher oder später wird es ja aufkommen, dass man gar kein Geld hat, kein Geld für ein anständiges Essen. Da wird es mit dem Lachen und den Witzen ganz schlagartig vorbei sein.

Aber es kommt nicht auf. Nach dem Essen ist der Friedrich müde vom beschwerlichen Aufstieg und will ausnahmsweise mal früh „in die Haf'n“ – und er lässt anschreiben. Und so macht man das dann auch, schließlich ist man auf einmal wer, der Jakob, und einmal nicht der Herr „5762 25 03 58“, und so hat einem der eigene Mund ein Holzfällerschnitzel ergaunert, und ob der ganzen Angst, die man hatte, hat's noch nicht einmal richtig geschmeckt. Vor dem Einschlafen denkt man darüber nach, wie es nun weitergehen könnte, Schulden

einfach abarbeiten, in der Küche, ja, das könnte man, aber das passiert doch nur in Filmen. Man könnte morgen ganz in der Früh dem Friedrich in aller Heimlichkeit alles erzählen und ihn um das Geld für das Schnitzel und das Bier bitten. Was sind schon 20 Euro für den Friedrich, so wie der einfach so dahinbestellt, ohne das kurze Zögern, ohne sich zu fragen, ob man sich das überhaupt alles leisten kann. Der Friedrich ist ein guter Kerl, er kann ja nichts dafür, dass Geld für ihn kein Thema ist. Man kann ja auch anbieten, ihm alles zurückzubezahlen, nach und nach, und vielleicht wird er einem dann auch helfen, ganz schnell noch vor dem Frühstück zu verschwinden, damit man nicht so angeschaut wird. Der Friedrich macht das sicher, auch wenn der Friedrich eigentlich gar nicht weiß, wie es ist, „so“ angeschaut zu werden. Dann der Abstieg, die Füße werden ohnehin wie von selber heimrennen, und dort kann man dann endlich aufatmen, sich vor der Welt verstecken, und vergessen, was man getan hat.

Doch während man sich all das denkt, alles plant, gibt es noch einen anderen Teil vom Jakob, einen gierigen, ausgehungerten Jakobteil, den du, liebe Johanna, zum Glück nie kennengelernt hast, einen Teil, der sich verselbstständigt, und der sich ganz andere Sachen denkt. Der sich fragt, was es morgen wohl zum Frühstück gibt, und ob es Marmelade geben wird und frischen Kaffee, einen guten, starken, ob man sich wohl auch zwei Semmeln nehmen kann, wenn man mag, und der ganz klammheimlich plant, noch einmal ein Holzfällerschnitzel zu essen, und es sich so richtig schmecken zu lassen, und dann einmal wirklich satt zu sein, ohne die blöde Angst.

Man schläft dann auch besser als angenommen, wie gesagt, die Bergluft, und als man endlich aufwacht, da ist der Friedrich schon mitten beim Frühstück, umringt von all den freundlichen Leuten, die auch gestern schon da waren, aber neben ihm ist ein Platz frei, ein Platz für seinen Freund, den Jakob.

Und so erfährt man, dass es Marillenmarmelade gibt, jeden Tag, und zwar hausgemachte, von der Irene selbst, und die Irene gibt einem sogar noch einmal nach, weil es so schmeckt.

Dann will der Friedrich wandern gehen, nicht bergab, nur auf dem geraden Weg rund um den Gipfel. Man geht natürlich mit, denn bei Friedrichs Kondition kann es durchaus sein, dass er sich übernimmt und es dann nicht mehr zurückschafft. Als man wieder zurückkommt, hat man, ohne es zu bemerken, schon sein zweites Holzfällerschnitzel bestellt. Das dritte und das vierte kann man dann auch endlich genießen, die Irene wird ja schließlich so einen Batzen Geld haben, wenn dann endlich alle einmal zahlen, dass ihr die vier Holzfällerschnitzel nun wirklich nicht abgehen werden. Die Freundlichkeit, die Witze und auch das eine oder andere Bier gibt's gratis dazu. Das ist der Himmel, denkt man sich, und darüber kann es schon vorkommen, dass man seine geliebte Johanna ganz vergisst, die nicht da sein kann und kein Schnitzel essen kann, und die einsam und unbeachtet in der Erde liegt, und sich fragt, was aus einem geworden ist.

Als du mir dann wieder einfielst, liebste Johanna, da war es vorbei mit der Lustigkeit, mit der Geselligkeit und dem unbeschwerten Lachen. Da ist mir das Schnitzel plötzlich zum Hals herausgegangen, und ich wollte wieder zurück, wieder meine Fritattensuppe, ob mit oder ohne Schnittlauch. Es mag zwar der Himmel sein, hier in den Bergen, wo man einfach dazugehört und sich ein bisschen aufpäppeln lassen kann, wo die Irene auf einen schaut, es mag zwar der Himmel sein, aber der Himmel, den man sich nicht verdient hat, liebe Johanna, der Himmel ist die Hölle.

Plötzlich sind mir auch alle anderen auf die Nerven gegangen, alle, die sich einfach so Holzfällerschnitzel bestellen, wann immer sie wollen, ohne groß darüber nachzudenken, und ich hab begonnen, mich zu fragen, ob denn der Herr Streruwitz, wenn er noch lebte, auch hierherkommen würde, mit oder ohne Frau Streruwitz (wahrscheinlich ohne Frau Streruwitz), und sich sein Holzfällerschnitzel mit Bier genehmigen würde, „man gönnt sich ja sonst nichts“. Ich wollte einfach nur mehr zu dir, auch wenn du mir keine Antwort mehr gibst. Aber alles ist einfach weitergegangen, das Lachen und das Witzeerzählen, und das Schnitzeessen und das Biertrinken, auch, als ich längst schon nicht mehr wollte, und ich hab mitgemacht, damit nur keiner was merkt. Dir brauch ich auch nichts erzählen, Johanna, ich hab es vorgestern nicht geschafft, früh genug aufzustehen, um mich von hier davonzumachen, und gestern auch nicht, und heute auch nicht, und morgen werd ich's wahrscheinlich auch nicht schaffen, ganz egal, ob es nun regnet oder nicht.

Es ist eine Sache, „Sozialschmarotzer“ zu sein, und eine ganz, ganz andere, wirklich Schmarotzer zu sein, auch wenn's für die meisten keinen Unterschied macht. Ich frage mich, ob der gierige Jakobteil immer gewinnen muss, wenn man einmal so einen Hunger gehabt hat wie ich, oder ob man nur die schweren Geschütze

auffahren muss, um ihn auszutricksen. Was wär, denk ich mir, was wär, wenn ich einfach jetzt, gleich, sofort wieder in die Stadt zurückgeh', nicht bis morgen früh warte, bis ich wieder verschlafe, nicht dem Zufall überlasse, ob der redliche oder der hungrige Jakob gewinnt? Die Füße wollen jetzt natürlich gar nicht, müssen aber. Die Socken, zum Glück in den Schuhen verstaut. Ein Schuhband reißt, egal. Ein behelfsmäßiger Knoten, ganz weit oben, schneidet ein bisschen ein. Vielleicht wird das den Füßen eine Lehre sein. Der Rucksack in der Ecke, die Jacke – die Geheimtasche werd' ich selber flicken, Ehrenwort, irgendwo wird schon ein Faden sein und so schwer kann das ja auch nicht sein – schon kann es losgehen. Die Treppe knarrt ein bisschen, die Tür quietscht. Und wenn schon. Es könnte auch einfach jemand auf's Klo gehen, da drüben am Waldrand. Entschuldigung, Irene. Entschuldigung, dass ich so lange da war... als Schmarotzer... und dich ausgenutzt habe... wo du doch nichts als nett zu mir warst. Entschuldigung, ich wollte das alles nicht, ich habe nicht anders gekonnt. Der Mond... ich seh' den Weg – meine größte Sorge. Morgen, Johanna, morgen bin ich über alle Berge. Morgen bin ich wieder nur mehr ein „Sozialschmarotzer“, und kein wirklicher Schmarotzer. Oder aber im Himmel, mit dir.



### Platz 3

Autor: Günther Schwarzbauer

### Abwärts

»Neulich«, so sagte der halblustige Komiker auf der Bühne, bei dem ein Auge trocken blieb, »neulich habe ich am Versatzamt den Glauben getroffen. Er hat dort ein paar Berge versetzt«.

Herberts Zwerchfell vibrierte nur kurz. Nicht dass er das Wortspiel nicht verstanden hätte, aber wenn jemand Witze auf Kosten seiner geliebten Berge machte, das konnte er nun einmal schlecht vertragen.

Mathilde hingegen zerwutzelte sich schlichtweg neben ihm. Mathilde, seine Angetraute, die ihm begleitete auf alle Höhen und Tiefen seines Lebens.

Mathilde, er nannte sie liebevoll »Hildi«, damals, nein, er nennt sie auch heute noch so, er spricht nur das »d« wesentlich härter aus, es klingt fast wie »Hilti«, sie hatte halt so etwas Bohrendes an sich und auf den Höhen seines Lebens begleitete sie ihn schon lange nicht mehr.

Herbert saß zusammengesunken auf seinem Sitz. Natürlich hatte ihn wieder einmal jemand gemäßregelt, als ob er was für seine Größe könnte. „Warum setzt sich so ein langer Lulatsch wie sie nicht in die letzte Reihe? Nein, vor mir muss er sich hinsetzen“ ätzte ein frustrierter Besucher in der Reihe hinter Herbert und Mathilde, der um seine freie und ungehinderte Sicht auf die Bühne fürchtete. Mathilde hatte dieses Problem nicht, sie war fast zwei Köpfe kleiner als Herbert. Herbert hatte das linke Bein über das rechte gelegt und kauerte mit verkrümmter Wirbelsäule auf seinem Sitz. Der Trick mit den verknoteten Beinen war so eine Art Verschluss gegen die störende Umgebung. Er konnte sich damit vollständig abkapseln und floh wieder einmal mit seinen Gedanken in die Berge.

„Lach gefälligst“ sagte Hildi zu ihm, „die Leute schauen schon“. Kampfeslustig schob sie ihr Kinn vor. Sie hatte im Gegensatz zu Leuten mit einem fliehenden Kinn ein angreifendes Kinn. So wie die meisten Leute Zeigefinger haben, so hatte Hildi ein Zeigekinn und momentan zeigte es auf Herbert, der noch tiefer in seinen Sessel sank. „Wenn sie ihr Kinn so vorschiebt“ dachte Herbert, „hat es die gleiche Neigung wie die Kulmschanze“. Und schon drifteten seine Gedanken wieder in die Berge.

Der Rest des Abends mit dem halblustigen Komiker perlte an Herbert ab wie der Regen an seiner wasserdichten Wanderkleidung. Er plante bereits seine nächste Bergtour, dieses Mal sollte es der Untersberg sein. Sein Basislager wird das Gasthaus Mostwastl in Eicht, einem Ortsteil von Salzburg mit Blick auf den Untersberg werden. Wenn er bei Sonnenaufgang losstartet, so überlegte er, dann ist die Tour an einem Tag zu schaffen.

Die Berge waren Herberts große Leidenschaft. Hildi sabotierte diese Leidenschaft wo sie nur konnte. Wie ein kleines Kind, dass die Bauklötzchentürme seiner Spielkameraden genussvoll zum Einsturz bringt und auf das Weinen der verhinderten Architekten wie auf eine Belohnung wartet, so agierte Hildi mit ihrem Herbert.

Sobald sie bemerkte, dass er wieder eine Tour plante, bekam sie Zustände. „Du kannst mich nicht alleine lassen“ jammerte sie jedes Mal und Anfangs fiel Herbert noch auf ihre Taktik herein und sagte seine Touren ab um Hildi zu umsorgen, bis ihm der Zusammenhang auffiel. Nach dieser Erkenntnis ignorierte er Hildis Migräne- und sonstigen Anfälle und zog seine Touren durch wie er sie geplant hatte.

Herbert hatte noch eine zweite große Leidenschaft, das waren die sozialen Medien, insbesondere war es Facebook. Auf dieser Plattform betätigte er sich exzessiv und postete fast stündlich hauptsächlich Selfies und wartete begierig auf „Gefällt mir“ Postings seiner zahlreichen bekannten und unbekannt Facebookfreunde.

Auch diese Leidenschaft nahm ihm Hildi übel. Sie hatte sich unter verschiedenen Scheinidentitäten bei Facebook angemeldet und versah jedes seiner Postings mit „Gefällt mir nicht“ .

Am Samstag war es dann so weit. Hildi hatte anscheinend etwas von seinen Planungen mitbekommen denn sie klagte über Atemnot und Kopfschmerzen. Herberts Fürsorge beschränkte sich jedoch darauf, dass er ihr schnell noch aus der Apotheke einen Asthmaspray und Kopfschmerztabletten besorgte, ein flüchtiger Kuss auf die Stirn, den gepackten Rucksack in den Kofferraum und ab ging es, Richtung Salzburg.

Navigationsgerät hatte Herbert keines im Auto und so irrte er durch die Stadt Salzburg, auf der Suche nach dem

Ortsteil Eicht. „Verzeihung“ fragte er zwei dralle Passantinnen am staubigen Straßenrand, „wo geht es hier nach Eicht?“ „Ha? Wos suachens? Eicht? Na, des kennen mir net“ war die wenig ergiebige Auskunft der beiden Damen. „Das Gasthaus Mostwastl“ präzisierte Herbert seine Suchanfrage. „A so“ meinten die Passantinnen, „Oachat moant a“.

Vor dem Gasthaus, noch vor dem Einchecken, wurde das erste Selfie geschossen. Selfiestick benötigte Herbert keinen, mit seinen langen Armen konnte er das Handy auf genügenden Abstand für Fotos bringen, die auch noch die Umgebung gut erkennen ließen. Posten und auf „Gefällt mir“ warten, natürlich war wieder ein „Gefällt mir nicht“ dabei, Herbert hegte bereits einen Verdacht.

Am nächsten Morgen ließ er das Frühstück ausfallen, er hatte genug Proviant in seinem Rucksack. Mit dem Auto fuhr er Richtung Fürstenbrunn. Über einen Schotterweg in den Wald hinein und das Auto wurde am Wegrand geparkt. Mittlerweile quälte sich die Sonne über den Horizont und verlieh den Bergkuppen rosafarbene Spitzenhäubchen.

Selfie und posten. „Das wird ihnen allen gefallen“ dachte Herbert. „Na ja, bis auf einen“.

Entlang des Rosittenbaches stieg Herbert in Richtung der „Himmelsleitern“. Die ersten Holzstufen begannen und knapp vor der imposanten Dopplerwand füllte er noch rasch bei einem Brunnen seine Trinkflasche. Die Sonne knallte nun schon ganz anständig in die Wand und der Aufstieg über den Dopplersteig verlangte Herbert einiges an Kraft und Mut ab. Immerhin galt es einen Höhenunterschied von 1203 Metern zu überwinden. Zu seiner Rechten fiel die Felswand senkrecht ab und man konnte den Salzburger Flughafen erkennen. Landende Flugzeuge von oben zu betrachten war eine ganz neue Erfahrung für Herbert. „Ob sie hier schon ihre Fahrwerke ausgefahren haben?“ Überlegte er, und schoss wieder ein paar Selfies. In der Wand gab es einige Erinnerungstafeln an hier abgestürzte Bergsteiger. „Unvorsichtig halt, wahrscheinlich nicht trittsicher“ dachte sich Herbert, umklammerte jedoch das gespannte Drahtseil doch etwas fester. Am Ende des Dopplersteiges wanderte er dann über den Reitsteig zum Schutzhaus, dem Zeppezauerhaus. Verschwitzt und abgekämpft traf er hier auf gestylte Damen und Herren, die in Lackschuhen und im Anzug einen seltsamen Kontrast zu den verschwitzten Bergsteigern boten. Herbert fiel wieder ein, dass der Berg ja auch mit der Seilbahn erreichbar war, dieser Umstand führte zu diesem seltsamen Menschenmix rund um das Schutzhaus. Niemals im Leben wäre Herbert mit der Seilbahn gefahren, er freute sich schon auf den Abstieg, der wieder über den Dopplersteig führen sollte. In der Berghütte frönte Herbert seiner dritten großen Leidenschaft und sprach dem edlen Gerstensaft reichlich zu und auch einige klare Schnäpse nahmen den Abstieg von seiner Kehle in seinen Magen um sich dann wieder auf den Anstieg in sein Gehirn zu machen. „Es geht ja nur mehr bergab, da kann man sich schon ein bisschen was erlauben“ dachte sich Herbert, zahlte seine nicht gerade geringe Zeche und machte sich an den Abstieg.

Für den Aufstieg hatte Herbert ganze 3 Stunden benötigt. Der Abstieg, so dachte er, würde wesentlich schneller gehen. Er machte sich allerdings keine Vorstellung davon, wie schnell es gehen würde.

Beim Einstieg in den Dopplersteig hatte Herbert eine fatale Idee, er wollte sich gähnend neben dem Abgrund fotografieren und als Text dazu posten „Ich und der Abgrund, wir gähnen“. „Witzig“ dachte Herbert, das würde sicher vielen gefallen.

Er schrieb den Text und setzte zum Fotografieren an. Mittlerweile hatten einige der Schnäpse den Aufstieg in Herberts Gehirn geschafft und so setzte Herbert, der an und für sich ein sicherer Bergsteiger war einen einzigen falschen Schritt und verließ den sicheren Steig Richtung Salzburger Flughafen.

Das Handy in der ausgestreckten Hand knipste ein allerletztes Selfie. Herberts Haare flatterten nach Oben wie der Rock von Marilyn Monroe in der berühmten Szene aus „Das verflixte 7. Jahr“. Seine Augen waren weit aufgerissen, er sah aus wie ein Koboldmaki das aus unerfindlichen Gründen der Punkbewegung beigetreten war. Im Hintergrund war verschwommen die Felswand des Untersberges erkennbar. „Aha“ dachte er noch, „die Flugzeuge haben hier ihre Fahrwerke doch schon ausgefahren“. Ein sinnloser letzter Gedanke, aber zu tiefsinnigeren Gedankengängen reichte die verbleibende Zeit leider nicht mehr. In einem letzten Reflex drückte Herbert noch auf „senden“ und die Facebookgemeinde hatte ein tolles Foto mehr zu bestaunen.

Einer der Trauerredner bei Herberts Begräbnis erwähnte dann noch, dass Herberts letztes Posting auf Facebook 3881 Likes erreicht hatte. Es war übrigens auch sein erstes Posting, dass kein „Gefällt mir nicht“ beinhaltete.

Nachsatz: Für alle, denen in dieser Geschichte noch zu wenig Berge vorgekommen sind: Das letzte Posting in

Herberts Facebook Account lautete: „Congratulations for 3881 Likes, Marc Zuckerberg“.